

Beeren geflossen, die edelsten Gaben der Natur sind, dazu fast überall leicht zu beschaffen, aufzubewahren und zu genießen sind.

Warum aber (fragen wir) hat der Herr das allerheiligste Altarsakrament unmittelbar vor Seinem Leiden, — warum nicht erst vor Seiner Himmelfahrt eingesetzt? Die Gottesgelehrten geben hierfür mehrere Gründe an, von denen wir wenigstens einige erwähnen wollen: 1) Das allerheiligste Altarsakrament ist anzusehen als das Testament der unendlichen Liebe unseres Erlösers — es entspricht deshalb der Natur der Sache, daß dieses „Testament“ vor dem Opfertode des Testators den Jüngern übergeben wurde.

2) Unser Herr und Heiland hat Sein Fleisch und Blut zur Speise dahingegeben, da Er noch in diesem Fleisch und Blut lebte, noch nicht gestorben war. Darin liegt eine unwiderrlegliche Bekräftigung unseres Glaubens: daß der Herr im allerheiligsten Sakramente uns Seinen Lebendigen Leib mit Fleisch und Blut, mit Seele und Gottheit hinterlassen habe.

3) Wenn man das blutige Kreuzesopfer für sich allein, in seinem äußeren Vollzuge, betrachtet, so erscheint Christus darin nach außen mehr leidend, als handelnd; namentlich tritt Sein Handeln weniger als Ausübung Seines Hohepriestertums hervor. Um so deutlicher aber zeigt sich dieses Sein Handeln als ein hohepriesterliches, wenn man das Kreuzesopfer in Verbindung bringt mit der hohepriesterlichen Funktion bei der Einsetzung des h. h. Altarsakramentes am Vorabend Seines Leidens. Dort im Saale zu Jerusalem betätigt Er förmlich und ausdrücklich die göttliche Macht, kraft deren Er das Kreuzesopfer als Mittler und Hohepriester des Neuen Bundes darbringen wollte. In der eucharistischen Feier des hl. Abendmahles zeigte unser göttlicher Erlöser, daß Er auch im Kreuzesopfer als Priester nach der Ordnung Melchisedech's handle, daß Er das Kreuzesopfer zum hohepriesterlichen Opfer im vollen und wahren Sinne des Wortes machen konnte und wollte. Was auf Golgatha am folgenden Tage in blutiger Weise vor sich ging, das hatte sich in unblutiger Weise am Vorabend schon vollzogen: Das geheimnisvolle Opfer Christi in der Trennung der beiden Gestalten von Brot und Wein. Abendmahlsaal und Golgatha vereinigt zeigen uns die Sonne der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe in ihrem hellsten Glanze.

4) Endlich das allerheiligste Sakrament wird in der hl. Kommunion für uns ein Unterpfand der Auferstehung und das Samenkorn des ewigen Lebens: als solches müssen wir es empfangen vor unserm Tode. Da wir nun lebendige Glieder Christi sind und Er unser Haupt ist, so wollte auch Er — damit Seine Glieder in allem dem Haupte gleichen — das h. h. Sakrament, als Unterpfand der Auferstehung und Verklärung, vor Seinem Tode mit den Jüngern empfangen.

Darum war es höchst angemessen, daß das hl. Opfer und Sakrament vor dem Kreuzestode des Herrn und nicht erst nachher eingesetzt wurde. Darum beten wir auch bei der hl. Kommunion: „O heiliges Gastmahl, in welchem Christus genossen, das Andenken Seines Leidens gefeiert, die Seele mit Gnade erfüllt und ein Unterpfand der künftigen Herrlichkeit uns gegeben wird!“

Ueber Titel und Würden.

Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. Leo Eggen.

Der Deutsche ist titelsüchtig — kann man häufig in der Gesellschaft hören und besonders oft von Leuten, die sich nach einem Titel sehnen und das Fehlen eines solchen als einen großen Mangel empfinden. Zweifellos ist der Ursprung der Titulaturen in der Eitelkeit der Menschen zu suchen, die ja so alt ist wie die

Menschheit selbst: kein Wunder also, wenn die Titelsucht schon im Altertum ihre Blüten trieb. Männer und Frauen sind dieser Eigentümlichkeit des menschlichen Wesens in gleicher Weise unterworfen; jeder möchte sich vor dem lieben Nächsten durch irgend etwas auszeichnen, und kann die Auszeichnung durch Würden nur wenigen beschieden sein, so ist die durch Orden oder Titel um so begehrt. Die Titel des Altertums waren zunächst nur für die Greise bestimmt. Achtung vor dem Alter ist ein Gebot, das man bei allen nur halbwegs zivilisierten Völkern wiederfindet. Die Greise schienen den Jüngeren durch ihre Erfahrung höher zu stehen als der übrige Teil des Volkes; man räumte ihnen Ehrensitze ein und fand bald eine Bezeichnung für sie als Gesamtheit, welche von der dem Alter gezollten Achtung Beweis ablegt. So benannte man in Sparta die Greise mit dem Titel Geronten, in Rom hießen sie Senatoren, in der ersten christlichen Kirche Presbyter, bei den Deutschen Grafen, welches Wort ursprünglich „die Grauen“, also die Alten bedeutet. Mit der zunehmenden Macht der Könige und Fürsten war es erklärlich, daß auch für sie besondere Titulaturen erfunden wurden. Der Titel Cäsar Augustus, mit dem Octavian bezeichnet wurde, ist uns noch heute so geläufig, daß er uns gar nicht auffällig erscheint. Bei den Deutschen kannte man schon in alter Zeit neben den Grafen Herzöge und später Könige und Kaiser. Also auch die Fürsten unter einander suchten sich je nach der Größe ihres Besitzes oder ihrer Macht zu unterscheiden, kein Wunder, wenn die Untertanen diesem Beispiel folgten. So nannten sich schon die alten Perserkönige „Großkönige“; in Byzanz begnügte man sich damit bald nicht mehr und schon früh treten dort in den Staatsurkunden Wendungen wie „Vater unserer Gottheit“, „Licht der Ewigkeit“ usw. auf.

Die sonderbarsten Titel findet man noch heute im Orient, wo ja die Titulaturen stets in üppiger Blüte standen. Der Kaiser von China heißt „Sohn des Himmels“, die Beherrscher von Peru nannten sich dagegen „Söhne der Sonne“, der König von Birma wird noch heute stolz „König der weißen Elefanten“ oder auch „König der vierundzwanzig Sonnenschirme“ genannt, trotzdem der letzte Titel keineswegs auf ein besonderes königliches Besitztum hinweist. Wenn sich europäische Fürsten unserer Zeit nach ihren Besitzungen nennen und sich so eine lange Reihe von Titeln beilegen, so erscheint das eigentlich verständlich; von ganz anderer Beschaffenheit ist dagegen der Titel des Sultans der Türkei, der sich selbst folgendermaßen bezeichnet: „Ich, Diener der edelsten Staaten und Sitze, der glücklichsten Länder und Städte, welche der Hochaltar der Welt und des ganzen Menschengeschlechts sind, des hochverehrten Mekka und des erlauchten Medina, des heiligen Jerusalem: der Herrscher der drei großen Hauptstädte, welche alle Herrscher der Welt mit Mißgunst betrachten, von Stambul, Erdem und Bruja, Herr von Syrien und Aegypten, von ganz Arabien, Afrika, Mauretanien, Abyssinien, von ganz Griechenland samt allen Inseln und Gestaden, ich der gerechte und siegreiche Herr zahlreicher Inseln und Städte, dessen Herrschaftsdiplo mit dem erhabenen Manneszuge des Herrschers zweier Welten bezeichnet und vergiert und dessen Kalifenpatent mit dem herrlichen Titel des Herrn zweier Meere versehen ist.“ Man sieht, daß es den Osmanen nicht an Selbstbewußtsein fehlt. Vielleicht erfreut sich das Ohr des Großherrn der „entschwundenen Pracht“. Manche der orientalischen Titel zeugen von einer furchtbaren Phantastie neben kindlicher Naivität. So z. B. wenn ein Dudaßfürst des Ostens seinem langen Titel stets ein mehrmaliges „Heilig“ vorhergehen läßt und als Wappen in die Landesfahne einen Affen setzt, der unabhängig für sein Gebahren charakteristisch ist. Andere überschwengliche Titel orientalischer Despoten sind folgende: „Herr des unbefiegten Hahnes, Herr alles Goldes, Herr des Dolches, welcher

murret, wenn er in der Scheide bleibt, König der Könige, Herr des süßen Wassers, der Wolken und des Windes, Herr des Büffels, dessen Hörner zehn Fuß auseinander stehen.“

Während sich der Frankenkönig Chlodwig stolz den „allerchristlichsten König“ nennen ließ, obgleich er diesem Titel ebenso wenig Ehre machte, als die meisten seiner Nachfolger, die ihn führten, bezeichnete sich Karl der Große einfach als den „Kaiser“.

Im Laufe der Zeit wurde der deutsche Kaiser „weltliches Haupt der Gläubigen“ und „Mehrer des Reiches“. Allerdings gingen den Mehrern zuweilen recht wertvolle Teile des Reiches verloren, aber der Titel wurde wenigstens gerettet. Natürlich wollten auch andere Fürsten an dem Ruhme Anteil haben, sehr christliche Herren zu sein; deshalb heißt der spanische König „die katholische Majestät“, der König von Portugal aber etwas stolzer „der allgetreue und allgläubigste“, der Polenkönig „der rechtläubige“, der König der Ungarn „der apostolische“, weil der König Stephan auch der Apostel seines Landes gewesen war.

Von den Fürsten abwärts bis zum Referendar einerseits und dem Geheimen Kanceliener andererseits abwärts gibt es nun eine Menge Titel, die allgemein bekannt sind, und von denen nur der dehnbare „Rat“ hervorgehoben zu werden verdient, weil er in ungemain vielen Abstufungen vorkommt.

Auch in Bezug auf die Anrede gab es ehemals besondere Titel auch in bürgerlichen Stellungen. So nannte man die Bürgermeister früher oft Ew. Weisheit und die Polizeichefs Ew. Bestrengen, Bezeichnungen, die darum so treffend sind als sie zweifellos stets charakteristische Eigenschaften der betreffenden Amtsinhaber angaben, aber das war früher; heute sind die Titel verschwunden.

Aber nicht die Beamten allein waren stets sehr für ihre Titel eingenommen; auch der Kaufmannsstand hat sie von jeher begehrt. Man denke doch nur an den so vielen Millionären so sehnlich erwünschten Kommerzienrat oder Hoflieferanten. Der gefuchteste Titel ist wohl früher der in geringerem Maße noch heute vorkommende „Hofrat“ gewesen. Aber auch ohne amtliches Dekret finden sich im gewerblichen und kaufmännischen Leben heute eine Menge Titel, die davon Zeugnis ablegen, daß man sie auch hier hochachtet und um jeden Preis zu erwerben trachtet.

Die Männer der Wissenschaft sind keineswegs von dem eiteln Treiben der Welt freigeblieben; sie streben sogar vornehmlich nach hohen Titeln. Der begehrteste war der Dokortitel, wohl aus dem Grunde, weil die Doktoren früher einmal vor dem niederen Landadel rangierten. Die Universitätsrektoren führen noch heute den Titel Magnificenz. Neben ihnen prangten die Professoren und Magister, deren Titel so gesucht waren, daß man mit ihnen an manchen Orten schwinghaften Handel trieb, der allerdings in neuerer Zeit überall beseitigt ist.

Natürlich durften bei dem edlen Wettstreit um Titel und Rang auch die Damen nicht fehlen. Adelige Damen bekamen früher das Prädikat „Gnädige Frau“ oder „Gnädigste Fräulein“. Die bürgerlichen jungen Damen hießen „Demoselle“ oder Jungfer. Daß auf den Briefen die Unterschiede der Herkunft und des Standes gebührend ausgedrückt wurden, ist selbstverständlich, und noch vor gar nicht so langer Zeit unterschied man Edel-, Hoch-, Hochwohl- und Wohlgeborene Geschöpfe. Heute ist man im Gebrauche dieser Bezeichnungen sparsamer und weniger vorsichtig als früher, unvorsichtiger in so fern, als man beim Gebrauche dieser Titel den Angeredeten oft brevi manu in eine höhere Rangstufe befördert. Es soll selbst heute noch Leute geben, die eine solche Beförderung sehr wohlwollend aufnehmen.

Wie peinlich selbst die Fürsten früherer Zeit auf die Aufrechterhaltung der Titel und der Etikette achteten, ist aus der Geschichte der Erhebung Preußens zum Königreiche be-

kannt. Noch lächerlicher erscheint es uns heute zu hören, daß man sich 1881 auf dem Reichstage zu Regensburg darum stritt, ob die Kurfürstlichen Gesandten bei den Gastmählern auf roten Stühlen sitzen und von Edelknaben bedient werden sollten, während die kaiserlichen Gesandten nur Lakaien zur Aufwartung hatten und auf grünen Stühlen saßen. Während dieser wichtigen Verhandlungen wurde auch richtig Elsaß dem deutschen Reiche entzogen, aber die Etikette war gerettet. Da berührt doch das Verhalten Friedrich Wilhelm I. angenehm, der auf Rang und Titel gar kein Gewicht legte, und um die Titelsucht zu verspotten seinem Hofnarren Sundlig alle möglichen hohen Titel gab, wobei der eines „Geheimrats“ aller seidenen Würmer im ganzen Lande nicht fehlte.

Im Frauen-Abteil.

Von S. Jarnedi.

Der Abendzug stand zur Abfahrt bereit, die Lokomotive leuchte und schnaubte. Die Türen der Wartejale waren weit geöffnet, der Schaffner eilte geschäftig den Zug entlang, als ob von ihm das Schicksal des Landes oder doch wenigstens die Existenz der Aktionäre der Warschau-Wiener Eisenbahn abhängig sei.

Ein Frauen-Abteil zweiter Klasse, verlangte eine schlank gewachsene Dame.

„Hier bitte“, der Schaffner öffnete ein Abteil, „Sie werden vorzüglich schlafen können, da Sie ganz allein reisen.“ Die Dame stieg ein und begann sich bequem zu machen. Da nahte auch schon der rotbemalte Bahnhofsvorsteher; eben wollte er das Zeichen zur Abfahrt geben, als noch ein Pärchen aus dem Wartejaal herausgeleitet kam. Er von hoher Figur, mit aufwärts gewirbeltem Schnurrbart, eine elegante, etwas herrische Erscheinung; sie bildhübsch, lebhaft; die ganze Gestalt atmete Jugend und Anmut, gepaart mit entzückender Schlichtheit. Sie glich mehr einem Fräulein denn einer Frau.

„Einsteigen, bitte“, mahnte der Schaffner und mit energischer Geberde legte der Herr Plaid und Tasche seiner Begleiterin in das Abteil, in welchem die erste Dame schon Platz genommen hatte. „Nun sage mir hübsch, auf Wiedersehen“, mahnte er seine Begleiterin „und nimm Platz.“ Die Lokomotive piffte, der Schaffner warf krachend die Tür zu, der Herr rief noch: „Also schreibe bald“ und rasselnd dampfte der Zug in die Nacht hinaus.

Die Damen waren allein . . . sich völlig fremd und unbekannt. Lange Zeit herrschte tiefe Stille. Endlich unterbrach die zuerst eingestiegene Dame die Stille:

„Wenn Sie vielleicht zu schlummern wünschen, können wir ja das Licht verdunkeln“, — dabei erhob sie sich, um die in der Wagenbede eingelassene Lampe mit dem grünen Schirm zu verdecken.

„Oh, ich werde nicht schlafen“, erwiderte die andere, „aber wenn Sie das Bedürfnis empfinden zu ruhen, bitte . . . auf mich brauchen Sie keinerlei Rücksicht zu nehmen.“

Das zarte Stimmchen berührte das Ohr angenehm und forderte zu einer weiteren Fragestellung geradezu heraus.

„Sie reisen allein?“ fragte die Blonde also weiter.

„Allein, — zum ersten Mal in meinem Leben“, seufzte die Brünette.

„Und dies gestattet Ihr Herr Gemahl?“ forschte die Blonde.

„Ja, muß er denn das nicht?“ kam es fragend zurück und ein verhaltenes Zittern durchbebte die Stimme.

„Nun, das läme darauf an“, meinte die Andere. „Ich hätte, offen gestanden, einen solchen Schatz auch nicht für einen Augenblick allein gelassen.“

„Sie wollen mir ein Kompliment machen“, erklärte die Brünette, indem sie die Augen

niederzuschlug. „Morgen sind es erst vier Wochen, daß wir uns trauen ließen.“

„Ah, . . . erst vier Wochen —“

„Ja, nicht einen Tag länger. Wir reisten zuerst auf ein Gut zu Verwandten, dann in der Schweiz. Es war herrlich, die Zeit verging uns so angenehm. . . . Allein man muß doch an einen Platz denken, wo man sich ständig . . .“

„An ein Nestchen —“

„Jawohl, an ein Nestchen“, sie wiederholte das Wort mit naiver Schlichtheit. „Nun hat mein Mann im Ausland gelebt, er besitzt große Fähigkeiten, erklärten mir alle. Er wollte ein großes Geschäft eröffnen irgend ein neuer Industriezweig, eine neue Branche Aber wir konnten keinen passenden Geschäftsraum finden Nun will mein Mann in Wien in eine große Gesellschaft eintreten. Deshalb hat er mich nach Warschau geschickt zu meinem Mütterchen. Er will nun erst in Wien eine passende Wohnung für uns mieten, sie einrichten, ausstatten . . .“

„Und das ohne Ihren Rat, ohne Ihre Hilfe?“

„Sie haben recht, das ist schlecht von ihm. Denn für mich wäre es doch eine ganz besondere Freude gewesen, sich zugleich mit ihm um all das zu kümmern, alles das einzukaufen, aufzustellen, einzurichten, — das wäre für mich ein Genuß! Aber mein Mann behauptete, daß es wohl besser wäre, wenn ich erst einträfe, sobald alles fix und fertig sei. Das sagte er mir, und dabei hoffte ich immer noch, daß ihm hierzu im letzten Augenblick noch der Mut fehlen würde, — ihre Stimme wurde leiser, mühselig unterdrückte sie ein verhaltenes Schluchzen.

„Aber wäre es denn nicht besser gewesen, wenn Sie Ihrem Herrn Gemahl gerade heraus gesagt hätten, daß Sie in Gemeinschaft mit ihm die Wohnung einrichten wollten?“

„O nein, — dazu bin ich zu stolz. Er hätte ja glauben können, ich wollte mich ihm aufdrängen.“

„Ja, lieben Sie ihn denn so sehr — —?“

„Wie mein Leben!“

„Er ist auch schön, — ich vermute, es war Ihr Herr Gemahl, der Sie zu Bahn begleitete.“

„In der Tat, ist er schön?“ ein frohes Entzücken flog über das Antlitz der Vier-Wochen-Frau, „hier unsere Photographien“, — und beglückend heiße Liebe strahlte aus ihren Augen. Sie nestelte ihre Reisetasche auf und entnahm derselben aus sorgfältiger Enthüllung ein Visitenkarten-Bild.

„Sie sind Beide sehr gut getroffen und sehen allerliebste aus.“

„Ach, Sie schmeicheln —“, sie errotete. „Sehen Sie und deshalb fürchte ich mich. Wenn ihm nun etwas zustößt oder wenn auf der Reise eine Andere, — ach, es gibt ja so schlechte Menschen! Aber ich weiß schon, was ich tue: sobald ich zu Hause angelangt bin, telegraphiere ich sofort an meinen Mann mit bezahlter Rückantwort, — da erhalte ich sofort Nachricht, sobald er in Wien eingetroffen ist.“

„Und wenn er nun nicht eingetroffen ist?“ fragte die Andere und ihre Stimme klang hart und scharf.

„Ach Gott, — und wenn er nun nicht eingetroffen ist“, wiederholte gleich einem Echo das junge Fräulein. Sie erblickte und verstummte. Sie machte verzweifelte Anstrengungen um der Fremden die Tränen nicht bemerken zu lassen, die sich ihr in die Augen drängten. Die Angst aber, welche sich auf ihrem bleichen Gesicht widerspiegelte, entwarfnete ihre Gesichtszüge, denn die ergriff mit hastigem Druck ihre Hand und meinte beglückend: „Na, — haben Sie nur keine unnütze Furcht.“

„Nein, nein, die habe ich jetzt schon nicht mehr“, lächelte die junge Frau, „morgen sehe ich ja meine Mutter wieder und der werde ich Alles mitteilen. Ach, mein Mütterlein liebt mich so herzlich!“

„Sie sind wohl ein verwöhntes Töchterlein?“ forschte ihre Begleiterin.

„Geraten! Ich bin das einzige Kind meiner Eltern. Und ich würde ja auch ganz glücklich sein, wenn mir nur nicht so vor der Zukunft bangte. Denn sehen Sie,“ sie kam immer wieder auf die Ursache ihres Herzleidens zurück, „mein Mann hätte mich doch unbedingt mit nach Wien nehmen müssen. Ich wäre ihm doch bei seinen Geschäften sicher nicht hinderlich gewesen. Aber er ist so eigensinnig . . . er hat eine solche Macht über mich und dabei einen so starken Willen. Wenn er erst ein Mal einen Vorsatz gefaßt hat, hält er unerschütterlich an demselben fest.“

„Also ein Despot!“, meinte die andere.

„Und Sie gehorchen ihm?“

„Jawohl, ich gehorche“, gab die junge Frau zu. „Was soll ich denn machen, wenn ich ihn lieb habe? Jetzt werde ich etwa vierzehn Tage bei meiner Mutter bleiben, dann reise ich ihm nach.“

„Würde ich nicht machen. Wissen Sie was ich tun würde? Soll ich's offen aussprechen?“

„Ach, ich bitte Sie sogar darum!“

„Ich würde zu Hause zwei, drei Monate, vielleicht auch ein halbes Jahr bleiben . . . um ihn zu strafen —“

Die junge Frau schaute sie mit ihren großen, blauen Augen verwundert und bestürzt an. Nach einer Pause erwiderte sie: „So werde ich es auch machen“, — aber der Ausdruck, mit dem sie diese Worte hervorrief, war so weich und so voll Schwanken, daß ihre Begleiterin sofort merkte, daß sich dies liebende Herz zu keiner energischen Tat aufwiegen ließe. Eine gewisse Reue überkam sie und sie meinte beglückend:

„Na, sorgen Sie sich nicht weiter um Ihren Mann und schenken Sie meinem Rat keine weitere Beachtung. Ihr Gnädiger wird die Wohnung schon nett einrichten . . . und in den nächsten Tagen sein liebes Fräulein zu sich rufen. . . . Im Uebrigen nehmen Sie doch mit Ihrer Frau Mama über all das Rücksprache. Das Mutterherz wird für den augenblicklichen Schmerz schon die beste und wirksamste Arznei finden.“

Die Lokomotive ließ einen lang gedehnten Piff ertönen, zahlreiche Lichtsignale huschten an den Fenstern vorüber, die Bremsen knirschten.

„Wir sind schon da“, rief die Blonde und ordnete ihre sieben Sachen.

„Ach schon . . .“, meinte die junge Frau wie bedauernd und legte auch ihr Gepäck auf dem Sitze zurecht.

Der Zug fuhr langsam in den Bahnhof ein, der Schaffner riß die Koppeltüren auf, die Gepäckträger eilten von allen Seiten herbei. Die Hände der Reisegefährten berührten sich in herzlichem, sympathischem Druck.

„Fröhliche Zukunft!“

„Für Sie bestes Wohlergehen, — oh, ich werde es meiner Mutter sagen, ich werde ihr Alles erzählen!“

Am eine Minute zu spät.

Skizze aus dem amerikanischen Weltstadtleben.

Von Dr. E. D. Wall.

Hoch stand die Sonne am Juni-Himmel und ihre gedämpft durch die kostbaren Spigenvorhänge herein dringenden Strahlen woben eine Glorie um das klassisch-schöne Haupt eines an diesem Spätnachmittage im „Parlor“ der luxuriösesten Villa von Ocean Grove in einem Krayonskizzen-Album blätternden jungen Mädchens.

„Sehr schön, Frank, aber wovon würden wir leben,“ schloß Carrie Hagnau mit einem Blicke auf ihr elegantes Sommerkleid, ihre Diamanten-Armbänder und die mit goldenen Spangen festgehaltenen Morgenschuhe, bitter lächelnd, eine offenbar heftig erregte Debatte mit dem aufstehend vor ihr stehenden schönen jungen Manne.

„Aber, theure Carrie —“
„Nein, nein, mein Freund! Ich kenne das Lied von der Hütte und dem Herzen. Es ist leicht, mit vornehmem Nasenrumpfen sich über die Entbehrlichkeit des Luxus und all' die tausenderlei Nichtigkeiten zu mokieren; allein diese Dinge bilden für uns eine Notwendigkeit und weder Sie noch ich könnten ohne dieselben existieren, während weder Sie noch ich Vermögen besitzen oder uns des Talents für Sparbarkeit rühmen dürfen. Es geht nicht, Frank; es muß geschieden sein.“

Frank Boyer biß ungeduldig in seinen Schnurrbart und Rote wechselte mit Blässe auf seinem bildschönen Gesichte, als das angebetete reizende Mädchen auf seinen nach langer Kurmacherei und durch viele Kunstzeichen ermutigt ihr soeben gemachten Heiratsantrag so schroff ablehnend antwortete. Er hatte Carrie wahrhaft lieben gelernt; sie war in der Tat seine erste Liebe, und das Aufblitzen ihrer Augen, so oft er ihr entgegen trat, sowie manch' andere Anzeichen schienen ihm ihre Gegenliebe zu verbürgen. Und nun

Vor Kurzem war an dem fashionablen Sommerfrischorten und in der Villa der Wittve Rosaldos, der Tante Carrie's, ein fabelhaft reicher kinderloser Witwer, Herr Siblay, in auffallend beständiger Weise beharrlich aufgetaucht und hatte zuletzt unverhohlen sich als Bewerber um die Hand des schönen Mädchens geriert. Die Tante, welche Carrie erzogen und soweit in freigebigster Weise versorgt hatte, stand ganz auf Seiten des reichern und reichen Bewerbers. Das wußte Frank; so ganz ohne Kampf aber wollte er auf sein Lebensglück nicht verzichten.

„Hören Sie mich an, Carrie!“ flehte er. „Es ist wahr, ich habe bis jetzt leichtsinnig in den Tag hinein gelebt und mir kein Vergnügen versagt. Für wen hätte ich auch sparen sollen! Aber wenn ich meine Pferde abschaffe und mich einfach einrichte, so genügt mein bescheidenes Einkommen zu einem anständigen Leben, freilich ohne luxuriösen Aufwand, für ein junges Paar, und ich kann ja auch arbeiten und verdienen.“

„Nein, es geht nicht, Frank! Wir würden beide elend sein und einander das Dasein verbittern. Keines von uns ist für die Schule der Armut erzogen und es wäre zu spät, sich an Entbehrungen zu gewöhnen. Seien wir vernünftig und scheiden wir als Freunde.“

„Freunde?! Ich verlange Alles oder Nichts. Sehen Sie mir in die Augen, Carrie, fest und voll, und wenn Sie mir dann sagen, daß Sie mich nicht lieben, so verlasse ich Sie und werde nie wieder Ihren Pfad kreuzen.“

Nach einer peinlichen Pause, zögernd, mit heißem Erröten ließ das junge Mädchen die Worte fallen:

„Das könnte ich nicht sagen, aber — es ist zu spät: ich habe gestern Abend Herrn Siblay mein Wort gegeben und heute findet unsere Verlobung statt . . .“

Wie von einem Peitschenhiebe getroffen, erschauerte im Gesichte, zuckte Frank Boyer zusammen — einen Augenblick, dann reckte er sich straff auf und bitter großend kam es von seinen bleichen Lippen:

„Also bereits zu spät! Verkauft an den Meistbietenden, und das monatelange Liebesgeln und all' die kleinen Bärtlichkeiten, die Seufzer und Händedrücke — frebles Gaukelspiel! Nun, mein Fräulein, ich gratuliere. Mögen Sie all' das Glück finden, das Sie verdienen.“

Und laut und geräuschlos schloß sich die Türe hinter seiner schlanken Gestalt, während das Mädchen mit dem Schmerzensschrei: „Er hat recht — Gott verzeihe mir!“ ohnmächtig zusammenbrach.

Zu spät!

* * *

Unaufhaltsam rollt das Rad der Zeit. Sieben lange und ereignisvolle Jahre, Augen-

blicke für die Glücklichen und Ewigkeiten für die Stiefkinder des Glückes, sind dahin geschwunden.

„Wenn sie nur mir und sich selber treu geblieben wäre, statt sich blindlings dem goldenen Kalbe sich und mich zu opfern,“ hatte Frank Boyer mit aufwallender Bitterkeit vor sich hingemurmelt, als ihn, den Carrie's grausame Entschließung aus der Heimat vertrieben und von Land zu Land gejagt, in Kairo, die ihm von Hasen zu Hasen nachgeschickte Depesche, wonach er durch den Tod seines Oheims mehrfacher Millionär geworden war, endlich erreichte. Es war kaum sechs Monate nach jener Abschiedsszene in Ocean Grove.

„Wenn sie bloß ein klein wenig Vertrauen zu mir gehabt und mir etwas Zeit gegeben hätte,“ wiederholte er tausendmal in schlaflosen Nächten, indem er sich die bittersten Vorwürfe darüber machte, daß er die „herzlose Kokette und Goldjägerin“ nicht aus Herz und Gedächtnis verbannen konnte. Doch — zu spät:

Geschieden, gemieden,

Dahin und vorbei!

Etwa ein Jahr nach dem Antritte seiner reichen Erbschaft gab Frank dem Drängen der besorgten Tanten und Freunde nach und heiratete ein hübsches junges Mädchen aus befreundeter Familie. Liebe vermochte er der Ahnungslosen nicht zu geben, aber eine aufrichtige Neigung und die zartesten Rücksichten widmete er der holden Menschenblume, die ihm schon anderthalb Jahre nach ihrer Vereinigung durch eine kurze Krankheit jäh entrisen wurde und ihn als jugendlichen Witwer und Vater eines zarten kleinen Mädchens, ihres treuen Abbildes, zurückließ.

„Verlangt: Eine fein gebildete Dame zur Erziehung eines kleinen Mädchens. Es wird gebeten, persönlich vorzusprechen. Nr. Fünfte Avenue.“

In Beantwortung dieser im „New-York Herald“ erschienenen Anzeige ließ sich — genau sieben Jahre nach dem oben Erzählten — in einem der elegantesten Wohnhäuser der fashionablen 5. Avenue eine verschleierte Dame von schlanker Gestalt bei dem Hausherrn anmelden und wurde einstweilen in eines der luxuriös eingerichteten großen „Parlors“ geleitet, während der greise farbige Haushofmeister seinem Herrn den Besuch ankündigte.

Die Dame ließ sich, ohne ihren Schleier zu heben, in einen der kostbaren Sammet-Armstühle sinken. Ein augenscheinlich noch junger Mann mit an den Schläfen bereits stark ergrautem Haar betrat elastischen Schrittes das Gemach.

„Guten Morgen, Madame! Sie kommen wohl auf meine Anzeige hin —“

Heftig erbebend schnellte die Verschleierte von ihrem Sitz empor und stammelte:

„Nein — nein; verzeihen Sie — ich kam — Gründe besonderer Art . . .“

„Ha, diese Stimme! Ist's möglich? Carrie, Sie hier, — Sie bei mir! Oh, ich bitte um Verzeihung: Frau Siblay; ich vergaß —“

Jetzt schlug Carrie Hagnau den Schleier zurück und wandte Frank Boyer zwei tränen-schimmernde Augen zu, indem sie stockend flüsterte:

„Glauben Sie mir, daß ich keine Ahnung davon hatte, daß Sie die Anzeige erließen. Ich wußte ja garnicht, daß Sie wieder hier und verheiratet sind.“

„Ich war's; meine arme Frau ist seit Jahren tot. Aber wie kommt es, daß Sie nach Erwerb anschauen, Frau Siblay?“

„Nicht diesen Namen, bitte! Ich heiße Carrie Hagnau!“

„Wie? Sie haben nicht geheiratet?“

„Nein. Sie wissen, wir Mädchen ändern häufig im letzten Moment unsern Sinn. Meine Tante zürnte mir zeitlebens und enterbte mich. Ich las Ihre Anzeige und dachte, daß ich wohl ein kleines Mädchen lieb gewinnen könnte. Doch nun, leben Sie wohl!“

„Und weshalb sollten Sie nicht mein mütterliches zartes Kindchen lieb gewinnen

können? Retten Sie die Vermissten von den ungebildeten, gefühllosen Pflegerinnen; Sie tun ein gutes Werk und meine kleine Ella ist ein herziges Geschöpfchen.“

So blieb denn schließlich Carrie Hagnau als Gouvernante in Boyers palastähnlichem Hause und fand sich sehr bald reich belohnt, denn Klein-Ella, wirklich ein reizender sanfter Kobold voll Herz und Gemüt, schloß sich ihr rasch in innigster Liebe an und war voll Dankbarkeit für die ihr bewiesene Güte.

Monate verfloßen in ungezwungenem, durch die sich stets gleich bleibende ritterliche Höflichkeit Frank Boyers zu einem höchst angenehmen gewordenen Verkehr und Carrie hatte sich vollkommen in das in nobelster Weise geführte vornehme Hauswesen eingelebt. Eines Abends, als sie eben von ihrer regelmäßigen Ausfahrt heimgekehrt waren, kam die kleine Ella ganz verstört aus dem Wohnzimmer ihres Vaters zurück zu Carrie gelassen:

„Oh, Tante, liebe Tante, Papa ist sehr krank — ganz rot — Fieber, sagt der Arzt; böses Fieber. Willst Du ihn nicht pflegen, wie damals mich? Du weißt —“

Es war ein heftiges Nervenfieber, das Frank plötzlich befallen hatte und an den Rand des Grabes brachte. Nur seine kräftige Konstitution und die aufopferungsvolle Pflege Carrie's retteten ihn. Wochenlang, mit unermüdlicher Sorgfalt sich ihm widmend, Tag und Nacht an seinem Leidensbette sitzend, folgte sie gespanntem Atem seinen wirren, wilden Fieberphantasien und bot alles auf, um seine Schmerzen zu lindern, bis endlich, endlich die Konvaleszenz eintrat und der langsam Genesende die treue Pflegerin mit Dankesbezeugungen überhäufte.

In einer traulichen Stunde, als Klein-Ella längst zu Bette gebracht war und Carrie ihm vorgelesen hatte, richtete Frank ohne jede Einleitung plötzlich die Frage an sie:

„Carrie, weshalb sind Sie damals nicht Siblay's Frau geworden?“

Sie beugte sich erblassend auf das Buch und erwiderte mit bebender Stimme:

„Sie haben kein Recht zu einer solchen Frage. Lassen Sie die Toten ruhen.“

„Nein, Carrie, das Recht habe ich nicht; aber um all' der schweren Leiden dieser letzten sieben Jahre willen schulden Sie mir doch eine ehrliche Antwort. Also — warum?“

„Weil — ich ihn nicht liebte —“

„Und weil Du mich liebtest, Carrie! Sag' es doch endlich frei heraus.“

„Nun denn — ja! Weil ich um eine Minute zu spät erkannte, daß das Herz sich um des Goldes willen nicht unterdrücken läßt. Zu spät —“

„Zawohl: um eine Minute, welche uns Beiden sieben Jahre kostete, zu spät! Aber nicht zu spät, um nicht noch das Glück festzuhalten — für jetzt und immerdar!“

Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6 1 1 7 8 ein Gegenstand der in der Luft schwebt.

- 2 1 6 8 ein Soldat.
- 3 6 2 8 römischer Gott.
- 4 2 1 6 russische Stadt.
- 5 7 8 5 7 8 Raschwerk.
- 6 1 5 6 spanischer Feldherr.
- 1 6 2 5 6 8 Stadt in Schlesien.
- 1 7 4 4 7 Glücksspiel.
- 7 4 4 7 männlicher Vorname.
- 8 2 1 1 Zahl.

Kapsel-Rätsel.

In Deutschland weiß ich eine Stadt,
Die sonderbaren Namen hat:
Denn sie beherbergt einen Wind,
Und zweitens für Mann, Weib und Kind
Ein Kleidungsstück, das wärmt und nützt
Und auch vor jenem Winde schützt.